

Antje SCHLOTTMANN, Jena

2-Raum-Deutschland

Alltägliche Grenzziehung im vereinten Deutschland – oder: warum der Kanzler in den Osten fuhr

Summary

Spatial assumptions, mostly taken for granted in day to day language-use, both represent and constitute social reality. In which way, however, do these hidden modes of structuration and their ‘logics’ work in detail? Using as an example the German chancellor’s trip to East-Germany in the run-up to the elections, the essay illustrates the embeddedness of fairly ‘traditional’ spatial concepts in everyday social practice and argues that these are having both constraining *and* enabling implications. The imagination of space as a ‘container’, for instance, helps to identify ‘West-Germans’, to organize financial flows ‘into the East’ or to define public norms and values. Hence, everyday ‘containerization’ simplifies contingency and complexity and serves the inner German divide. Still it remains a reasonable tool for making the world intelligible and thus a prominent subject of socio-geographic reflection and research.

Prolog

Schröder träumt. Er ist in jener Nacht am Brandenburger Tor. Menschen, unglaublich viele Menschen, der Jubel, die Zuversicht. In seinem Traum ist er es, der Deutschland vereint, der zusammenbringt, was zusammen gehört. Aufrecht schreitet er durch das nächtliche Berlin, er spürt die Kälte nicht. Die Grenze ist weg, das Volk ist eins – alles andere unwichtig. Und das Volk, es jubelt. Rechts und links werden Fahnen geschwungen. Erhebende Gefühle. Eine Sternstunde! Da tritt aus der Menge eine junge Frau. Die Fäuste in die nicht allzu schmalen Hüften gestemmt schreit sie durch den Lärm der Feiernden: „Was soll nun werden? Wollt Ihr Weiss uns den Osten abreißen? Ostdeutschland ausbluten lassen? Uns unsere Arbeit nehmen? Wollt Ihr das?“. Worte wie ein Hammerschlag.

Ponk. Schröder erwacht und reibt sich den Kopf. Langsam mischt sich die Realität in seine Gedankenwelt. Bald ist Wahl, er hat Termine, heute, jetzt – er muss los. Doch die Worte der Frau aus dem Traum hallen nach, als er im Wagen die Presse überfliegt: „Abwanderung gen Westen ist in jüngster Zeit wieder gestiegen“¹ – „Osten noch mehr als zehn Jahre auf die Finanztransfers aus dem

¹ Thomas KRALINSKI: Junge Pioniere – Den jungen Ostdeutschen gehört die Zukunft. In: DIE ZEIT 41, 05.10.2000, S. 11.



Westen angewiesen⁴² – „Aufschwung Ost blieb aus, jetzt läuft der Abriss Ost“⁴³. Schröder lässt sich resigniert in den Sitz fallen. Er hat doch so viel erreicht: Städteanierung, Standortprofilierung, Strukturanpassung. Deutschland ist eins, ein Arbeitsmarkt, ein Wirtschaftsland, eine Kultur. Wer daran zweifelt, will nicht verstehen, ist realitätsfremd, hat eine „Mauer im Kopf“. – Aber die Wahl! Er muss auch die mit den „Kopfmauern“ überzeugen. Was ist zu tun? Und er liest: „Als

² [Ohne Namen:] Andere Akzente bei der Ostförderung. In: Süddeutsche Zeitung 225, 29.09.2000, S. 28.

³ Susanne KOELBL: Da hilft nur noch Dynamit. In: DER SPIEGEL 41/2000, S. 88.

Bundeskanzler aber, der den versprochenen Aufschwung in den neuen Ländern zur ‚Chefsache‘ erklärt hat, kann sich Schröder so viel Distanz nicht mehr leisten. Er muss sich im Osten sehen lassen, vor allem dort, wohin es den westdeutschen Normalbürger nicht verschlägt.“⁴

Ost/West – eine alltägliche Differenzbildung

Ein allgemein gebildeter Mensch, davon ist auszugehen, besitzt ein Grundwissen über die deutsche Wiedervereinigung: 1989 fiel die Mauer zwischen Ost- und Westberlin, die Grenzen wurden geöffnet. Woran viele nicht mehr zu glauben gewagt hatten, wurde Wirklichkeit: Die beiden ehemals getrennten Räume dies- und jenseits der „deutsch-deutschen Grenze“ verschmolzen. 1990 wurde dann die „deutsche Einheit“ auch politisch-administrativ – und nicht zuletzt kartographisch – vollzogen.

Soweit handelt es sich um Fakten, die in Schulbüchern, Lexika und Atlanten zu finden sind, und auf die man sich öffentlich und alltäglich beruft. Ein am deutschen Alltagsleben teilnehmender Mensch versteht sich aber auch auf „Ostdeutschland“ und „Westdeutschland“. Die Begriffe – und zugehörige Derivate wie „der Osten“ oder „der Westen“ – werden benutzt, als habe es nie eine Vereinigung im Sinne einer *Auflösung* der Teilräume gegeben: „Kennen Sie im Westen eigentlich den Rotkäppchen-Sekt?“, erkundigt sich da die Verkäuferin im Weinladen. „Ich war noch nie in Ostdeutschland“, bedauert dort ein Tankwart mit Blick auf die fremde dreistellige Buchstabenkombination im Nummernschild seiner Kundin. Und eine Studentin, die sich nach der Sprechstunde von der Seminarleiterin verabschiedet, lobt: „Bei Ihnen merkt man gar nicht, dass Sie aus dem Westen kommen“.

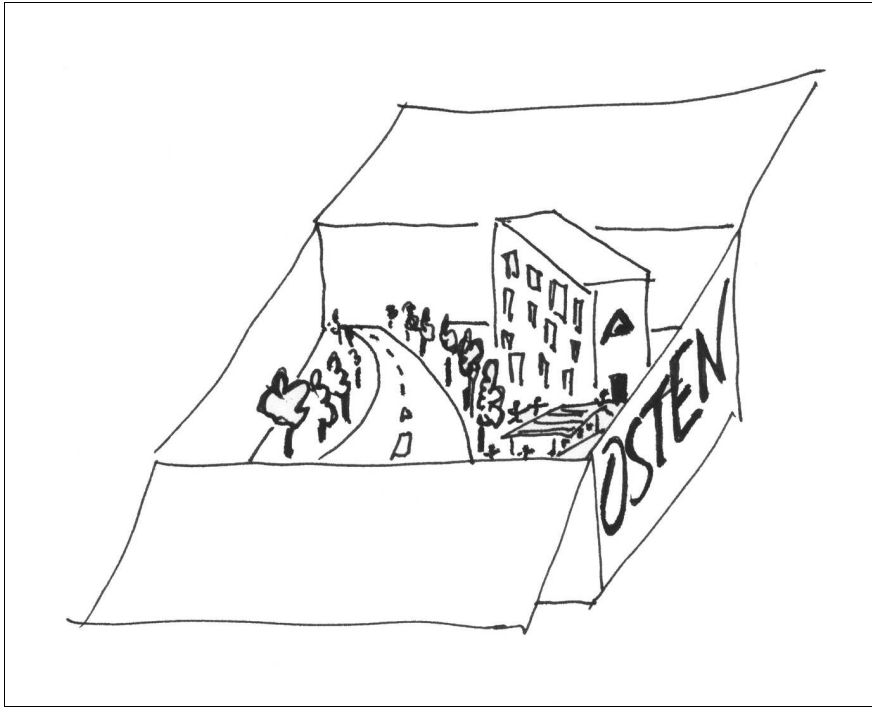
Auf den ersten Blick hin scheint es ganz unproblematisch, dass hier zwei Wirklichkeiten nebeneinander existieren, eine der deutschen Identität und eine der ost- und westdeutschen Differenz. Dennoch wird bis heute gerätselt, warum es viele Jahre nach dem Vollzug der Wiedervereinigung die Kategorien von Ost und West noch immer „gibt“, warum nicht, wie Willy Brandt 1989 so hoffnungsvoll prophezeite, zusammenwuchs, was doch eigentlich zusammen gehört.

Schlägt man eine deutsche Zeitung auf, ist zu lesen, wie es um die Befindlichkeit der vereinten Deutschen oder die Unterschiede auf dem west- und ostdeutschen Wohnungsmarkt bestellt ist. Es wird kalkuliert und bilanziert, wie viele Ostdeutsche immer noch dabei sind sich einzugewöhnen, und ob genug dafür getan wird, dass die Differenzen in der Einheit verschwinden und die Wiedervereinigung „hundertprozentig“ wird.

Neben diesem öffentlichen Diskurs gibt es eine Vielzahl wissenschaftlicher Publikationen zum Thema. Von wirtschaftlichen Bilanzen nach zehn Jahren deutscher Einheit (THIERSE et al. 2000) bis hin zur Betrachtung von „Liebesbeziehungen zwischen Ost und West“ (RICHTER 1999) reicht das Spektrum. Ostdeutsche Strukturschwäche (IFW 2002; MAYER 2000), Gewinner und Verlierer auf dem Arbeitsmarkt (HÄUßERMANN u. GERDES 2000) oder politische Mentalitäten in Ost und West (PICKEL et al. 1998) werden analysiert. Manche befassen sich gar mit den

⁴ Jürgen LEINEMANN: Der lernende Kanzler. In: DER SPIEGEL 34/2000, S. 26.

Wesensunterschieden der Deutschen dies- und jenseits der innerdeutschen Grenze (HEINRICH-BÖLL-STIFTUNG/PROBST 1999; ENGLER 2000).



So sollte man meinen, das „Problem der Mauer in den Köpfen“ sei hinreichend durchdrungen. Die Publikationen erzeugen durch perspektivische Vielfalt ein eindrucksvolles Bild gesellschaftlicher Wirklichkeit – im Westen wie im Osten. Doch werfen sie für sozialgeographisch geschulte Leser auch kritische Fragen auf:

Denn *erstens* wird auch bei der wissenschaftlichen Erklärung der „Mauer in den Köpfen“ irgendwie schon ganz selbstverständlich von Ost- und Westdeutschland, den Ostdeutschen und den Westdeutschen geredet. Bei der Lektüre weiß die Leserin, die vielleicht vor vielen Jahren vom Westen der Republik in den Osten zog, aber keineswegs, ob, wann und warum sie angesprochen ist. Ist sie Westdeutsche, weil sie *aus dem Westen* kam (und ihre manifestierte Westmentalität mit in den Osten genommen hat)? Oder ist sie Ostdeutsche, weil sie *im Osten wohnt* (und daher auch, wie sich beim monatlichen Blick auf den Gehaltszettel erfahren lässt, nach dem geringeren „Ost-Tarif“ bezahlt wird)?

Zweitens entsteht in den Beiträgen irgendwie der Eindruck, dass die Lösung des Problems der „Mauer in den Köpfen“ *irgendwo in Deutschland* zu suchen ist. Schließlich sind es, so wird vermittelt, die angesprochenen Ostdeutschen und Westdeutschen, die nicht zu einer deutschen Kollektiv-Identität zusammenfinden mögen. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, dass ein ganz ähnliches Phänomen

bezüglich Nord- und Süditalienern oder „Alteuropa“ und den USA aufzutreten scheint, dann kann doch der Kern des Problems so spezifisch deutsch gar nicht sein!?

Wie lässt sich nun dieses doch noch reichlich diffuse Unbehagen konkretisieren? Sozialgeographisch problematisch wird es immer dann, wenn innerhalb eines wissenschaftlichen Diskurses „Raum“ ganz natürlich daherkommt und noch dazu allerlei Erklärungsgehalt zugeschoben wird. Denn so selbstverständlich, wie die Räume Ost- und Westdeutschland alltagsweltlich als Orte einer bestimmten (kulturellen oder gesellschaftlichen) Seinsweise auftreten, dürften sie in reflexiv-wissenschaftlicher Hinsicht keineswegs erscheinen. Wenn sich nun aber selbst die kritischen Vertreter sozial- und kulturwissenschaftlicher Ansätze dieser räumlichen Begriffe in einer selbstverständlichen Art und Weise bedienen, dann liegt die Vermutung nahe, dass sich hier keine Strategie, sondern eine ganz grundsätzliche Problematik verbirgt. Diese muss etwas mit der Praxis alltäglicher Differenzbildung auf räumlicher Grundlage zu tun haben, der man sich im öffentlichen Sprachgebrauch anscheinend schwerlich entziehen kann.

Genau darin lässt sich nun die Schwierigkeit vermuten, dem Problem der „Mauer in den Köpfen“ mit Untersuchungen in Ost und West auf die Spur zu kommen. Wenn nämlich die räumliche Kategorisierung der analytischen Betrachtung immer schon als *a priori* unhinterfragt voranschreitet, wird das, was als Erklärung einer Differenz angelegt ist, zu einer „self-fulfilling prophecy“. Es wird erklärt, was man ohnehin schon weiß: *dass* die zwei Räume unterschiedlich *sind*, mitsamt ihren Bewohnern und deren Mentalität. Die verbleibende Frage kann dann nur noch sein, warum und wie sehr sich die *Inhalte* der zwei Raumbehälter – seien es Kinderkrippenplätze, Arbeitslose, Allein oder Plattenbauten – (noch) unterscheiden, woran sich dann – auch quantitativ – wahlweise der Grad der Wiedervereinigung oder die Höhe der „Mauer in den Köpfen“ abmessen lassen.

Nicht geklärt wird dagegen, wie räumliche Einheiten und die Grenze zwischen ihnen *existent werden*, wie es dazu kommt, dass selbstverständlich über sie *gesprochen* wird und inwiefern sie gesellschaftliche *Bedeutung* erlangen. Dazu müsste nämlich zuerst gefragt werden, wie und in welchem Kontext diese Kategorien „sinnvolle“ Verwendung finden, anstatt sie als „natürliche Gegebenheiten“ zur Erklärung gesellschaftlicher Phänomene heranzuziehen. Knapp mit HARVEY (1996, 50) gesprochen: „to ask the question of every ‚thing‘ or ‚event‘ that we encounter: by what process was it constituted and how is it sustained?“.

Das heißt für sozialgeographische Fragestellungen, dass die so selbstverständlich anmutenden „räumlichen Einheiten“ selbst ein *zu Erklärendes* werden müssen. Sie sind vorläufig nicht als Analysekatoren zu gebrauchen, sondern als ein *Produkt* alltäglicher Differenzbildung und Abgrenzung zu verstehen – im Falle von Ost und West als ein wesentlicher *Teil* des zu erklärenden Phänomens der deutschen 2-Raum-Wirklichkeit. Daher sollte von diesen Einheiten nicht selbstverständlich gesprochen werden. Im Gegenteil: ihr selbstverständlicher und einheitlicher Gebrauch in der Sprache muss zentraler Gegenstand der Betrachtung sein.

Ost/West – ein sprachliches Konstrukt

Nun ist in der Sozialgeographie das Argument, dass soziale Gegenstände nicht in der natürlichen Welt herumliegen und darauf warten, räumlich geordnet und etikettiert zu werden, seit der umfassenden Kritik an länderkundlichen und raumwissenschaftlichen Ansätzen bereits so etwas wie disziplinäres Gemeingut.⁵ Entsprechend wird seit geraumer Zeit eine „inadäquate Raumsprache“, welche etwa nahelegt, Regionen seien die steten „Gehäuse“ kultureller und gesellschaftlicher Eigenart, scharf kritisiert (u.a. HARD 1987; WERLEN 1999 und 1997; vgl. NASSEHI 1997). Anwärter auf ein neues theoretisches Raumverständnis sind im Zuge des „*cultural turn*“ relationale Konzepte (ZIERHOFER 1997 und 2003; WEICHHART 1999) oder Akteurs-Netzwerk-Modelle (THRIFT 1996; WHATMORE 2002; JÖNS 2003), welche der Komplexität, Kontextualität und Kontingenz der Welt besser gerecht werden sollen. Die „traditionellen“ reduktionistischen Sichtweisen und ihre „Logiken“ sind bei solch fortschrittlichen Wendungen schnell überholt.

Langsam! – sollte da aber ausrufen, wer Sozialgeographie als Wissenschaft sozialer Praxis versteht: Welche Alternativen gibt es denn eigentlich für die von HARD (2002, 236) so benannte „magische Attitüde“, Raum als konkrete Wirklichkeit oder als „das Ding an sich“ zu denken und zu beschreiben? Auch all die „neuen“ explizit „nicht-essentialistischen“ Konzepte, seien es die bereits genannten, oder auch APPADURAI (2000), scheinen doch in ihren Arbeiten auf eine Differenzen bildende und verortende „Sprache“ angewiesen (SCHLOTTMANN 2003a).

Ist also ein „Entfliehen“ aus der Begrifflichkeit, wie SAHR (1999, 63) es anspricht, und wie es für das Thema „Mauer in den Köpfen“ so bedeutsam ist, *überhaupt* möglich? Der Sprechakttheoretiker SEARLE (1997, 159ff.) sagt nein, weil der „externe Realismus“ eine Grundvoraussetzung zeitgenössischer Weltansicht ist. Diese Bezugnahme auf eine „Welt da draußen“ ist, so SEARLE (1997, 191) weiter, eine grundlegende, selbstverständliche Bedingung für die Verstehbarkeit von Diskursen. Die ontologische Objektivität von Dingen ist somit eine Bedingung von Kommunikation, weil nun einmal „Ausdrücke den Anspruch erheben, sich auf eine *öffentlich* zugängliche Wirklichkeit zu beziehen, auf eine Wirklichkeit, die ontologisch objektiv ist“ (SEARLE 1997, 196).

Und das gilt für Alltagsmenschen wie für Wissenschaftler, man könnte gar sagen, die Differenz von Wissenschaft und Alltag verschwindet beim Sprachgebrauch, was HITZLER (1999, 304) einmal folgendermaßen ausdrückte: „Diesseits szientistischer Metaphysik gibt es nämlich keine Veranlassung, unser sozialwissenschaftliches Wissen über die Konstruiertheit dessen, was Menschen je als ‚real‘ definieren, als etwas anderes zu betrachten, denn als Konstruktionen nicht nur *zu* den, sondern als Konstruktionen *wie* die Konstruktionen aller anderen auch“.

In der Annahme, dass durch sprachliche Performanz in Bezugnahme auf eine „externe Realität“ räumliche Wirklichkeit hergestellt wird, dass also zum Beispiel in der Berichterstattung über eine Region diese Region gleichsam aktiviert und reproduziert wird, und in Verbindung mit der Einsicht, dass diesen verständigungsleitenden Selbstverständlichkeiten auch durch wissenschaftliche Reflexion nicht endgültig entgangen werden kann, ergibt sich nun ein anderer Zugang zur ominösen

⁵ Siehe Einträge „Raum“ oder „Sozialgeographie“ im Lexikon der Geographie (BRUNOTTE et al. 2002).

„Mauer“: Die ist nun nicht mehr „in den Köpfen“, sondern im (sprachlichen) Handeln zu suchen.

Nun sollte man allerdings vorsichtig damit sein, den alltäglichen sprachlichen Mauerbau gleich als eine zu überwindende Schwierigkeit anzusehen. Erst einmal ist zu fragen, wozu die deutsche Teilung im Sprachgebrauch dient. Nur dann kann beantwortet werden, ob sich das Problem alltäglicher Ab- und Begrenzung überhaupt lösen lässt, und wenn ja, mit welchen Verlusten. Wie also wird alltäglich von Ost- und Westdeutschland als zwei begrenzten Räumen geredet, und vor allem: warum? In einem allgemeineren Sinne heißt das zu fragen, welche Bereiche gesellschaftlicher Wirklichkeit über die Verwendung von Raumabstraktionen *ermöglicht* werden.

„Ost“ und „West“ sind Begriffe, die bereits durch ihre Verbindung mit der allgemeingültigen Orientierung als Himmelsrichtungen eine Raum-Idee mit sich bringen. Es ist auf dieser Grundlage verständlich, dass man „von Ost nach West gehen“ oder „aus dem Osten kommen“ kann. Irgendwie wird damit auch verständlich, dass man „aus Ostdeutschland stammen“ kann. Damit sich letzteres Verständnis ergibt, ist es aber notwendig, eine Ausdehnung anzunehmen, eine zwei- oder dreidimensionale Umgebung von Körpern. Während die Himmelsrichtung noch ein relationales, sprecherbezogenes Konzept ist, wird mit „Ostdeutschland“ ein ausgedehnter, aber auch spezifisch begrenzter absoluter Raum angesprochen, und auch der Begriff „im Osten“ wird in diesem Zusammenhang territorial eindeutig festgelegt. Die Exklusivität der Kategorien erzeugt dabei die nötige Schärfe: sich im Osten aufzuhalten, heißt, sich nicht im Westen aufzuhalten. Ähnliches gilt für „die Ostdeutschen“, die auf dieser räumlichen Basis eindeutig keine Westdeutschen sind. Ostdeutschland wird so als extensives aber auch diskretes Verbreitungsgebiet für etwas konzipiert, ob dieses zugeordnete „Etwas“ nun „Landschaften“, „Produkte“ oder „Menschen“ sind. Damit wird wiederum gewährleistet, dass sich das Zugeordnete über seine Lokalisierung als gleichartig („identisch“) begreifen lässt. Selbstverständlich wird dann davon ausgegangen, dass die Grundlage der Zuordnung keine Perspektivität und Ambivalenz aufweist – nicht, weil die Welt so „ist“, sondern einfach, weil unter ambivalenten oder multiperspektivischen Voraussetzungen keine eindeutige Verständigungsebene geschaffen werden könnte – wie sollte man mit einem relationalen und ambivalenten Konzept von „Westdeutschland“ einen Menschen als Wessi identifizieren? Die erste Frage beim Kennenlernen ist noch immer „woher kommst Du?“, nicht „wer bist Du?“. Und wie etwas für „die Ostdeutschen“ tun, wenn unklar ist, wohin die Hilfe geschickt werden soll? Die Pointe der räumlichen Kategorie ist gerade, dass sie ermöglicht, Differenzen zeitlos und unperspektivisch – also *intersubjektiv* – festzuschreiben und damit Kontingenz, Relationalität und Komplexität zu reduzieren und hantierbar, also auch organisierbar zu machen. So gesehen entpuppt sich der Bezug auf ein traditionelles, nicht relationales Raumverständnis als eine konstitutive Bedingung für die Bezugsgegenstände „Ostdeutsche“ oder „Westdeutsche“ – und damit auch für eine Identifizierung mit oder eine Abgrenzung von ihnen.

Insbesondere der derzeit vielgeschmähte „Containerraum“ erscheint nun in einem anderen Licht. Dass „Raum“ *theoretisch* als subjektzentrierter formal-klassifikatorischer Begriff betrachtet werden sollte, der „erst in Handlungsvollzügen

unter bestimmten sozialen Bedingungen bedeutsam wird“ (WERLEN 1999, 221), ist für die *wissenschaftliche* Reflexion plausibel. Es ist aber eben genau dann kein Totschlag-Argument gegen den Containerraum an sich, wenn eben dieser Containerraum „in Handlungsvollzügen unter bestimmten sozialen Bedingungen bedeutsam wird“ (ebd.). Und genau das ist der Fall, wenn von „ostdeutscher Mentalität“ oder „westdeutscher Herkunft“, vom „Abriss Ost“ oder vom „Westgeld“ geredet wird. Dann werden die zwei Räume und ihre gemeinsame Grenze im Moment der Sprechhandlung verwirklicht.

Ost/West – eine gesellschaftliche Tatsache

Lässt sich die deutsche Einheit nun also sprachlich vollziehen, indem man schlicht nicht mehr von Ost- und Westdeutschland spricht? So einfach ist es nicht – ein sprachbezogener Zugang ist nicht mit einem „alles ist (nur) Sprache“ zu verwechseln. Es sollte zwar deutlich geworden sein, dass die Angelegenheit Ost/West kein Problem der falschen oder richtigen Repräsentation einer außergesellschaftlichen Realität ist, und auch kein bloßes „time-lag“ einer vergangenen Wirklichkeit. Dennoch sollte diese Dekonstruktion nicht mit einer Eliminierung des Realen verwechselt werden. Im Zuge kulturwissenschaftlicher (z.B. BARKER 1999; SMITH 1996)⁶ und humangeographischer (z.B. BARNES u. DUNCAN 1992; JONES III u. NATTER 1999) Adaption des als *linguistic turn* beschriebenen Paradigmenwechsels in der Philosophie, der Sprache und Text zum *primären* Ausgangspunkt der Erkenntnistheorie macht und eine erkennbare ontologische Objektivität verneint, wurden zwar radikale Schlussfolgerungen gezogen, wie etwa die von BARNES (1996, 166): „(...) to deny identification of an unimpeachable presence, (...) there can only ever be the flux of meaning and no constant presence“. Es wurde aber vielfach versäumt, dieser erkenntnistheoretischen Relationalität eine alltägliche pragmatische Objektivität und Objektivität beiseite zu stellen, deren Wirklichkeit kaum „geringer“ oder weniger „wahr“ sein kann, als die (handlungs-)theoretischen Einsichten, Räume seien „geographical imaginations“ (GREGORY 1994) oder Produkte alltäglichen „Geographie-Machens“ (WERLEN 1997). Anders gesagt und auf das „Problem der Mauer in den Köpfen“ bezogen: Die zwei Containerräume Ost- und Westdeutschland sind eben nicht „bloß“ (symbolische oder gedankliche) Konstrukte im Sinne von sprachlichen (Fehl-)Leistungen. Sie sind „Tatsachen“, insofern auf sie (und ihre Materialität) in objektiver Weise Bezug genommen wird, und zwar nicht nur sprachlich, sondern in allen Facetten gesellschaftlichen Handelns. Daher scheint es auch kaum hilfreich, mit BARNES (1996) ihre „konstante Gegenwart“ zu verneinen – die Alleen, die Plattenbauten, die Arbeitslosigkeit, die Kinderkrippenplätze „im Osten“ verschwinden nicht mit dem wissenschaftlichen Hinweis, dass ihr vereinheitlichendes Behältnis eine (gedankliche oder sprachpragmatische) Abstraktion ist, die „immer auch anders“ möglich wäre, wie der Begriff der „Kontingenz“ vermittelt.

Das Potenzial eines sprach- und bedeutungszentrierten Ansatzes liegt darin, räumliche Differenzen nicht als gegeben hinzunehmen, sondern in ihrem permanen-

⁶ „(...) cultural studies can be understood as the study of culture as the signifying practices of representation and their relationship with concrete human beings“ (BARKER 1999, 13).

ten *Werden* verstehen zu können. Trotz solcher konstruktivistischer Grundhaltung bleibt jedoch eine entscheidende sozialgeographische Frage: Wie kommt es denn bei aller angenommenen Relationalität und Perspektivität zu einer *Konstanz* der Differenz? Wodurch wird die deutsch-deutsche Grenze über einen Zeitraum „verankert“, der weit über die administrative Festschreibung hinausreicht? Auf einer theoretischen Ebene gesprochen: Wie ist die Verbindung zwischen „signifikativer Regionalisierung“, wie WERLEN (1997) die im Kern kontingente symbolische Bezugnahme der Subjekte auf Raum genannt hat⁷, und intersubjektiver gesellschaftlicher Wirklichkeit beschaffen, einer Wirklichkeit, die sich zudem auch ganz konkret in (visuell, haptisch oder auditiv) erfahrbaren Strukturen äußert?

Die sprachlich verwirklichten Raum-Bedeutungen, etwa [Raum = Container] (s.o.; LAKOFF u. JOHNSON 1998, 72ff.) oder aber auch ebenso gängig: [Räumliche Nähe = Vertrauen, Kenntnis, Wirklichkeit] (LAKOFF 1990, 517ff.) – so die Antwort – sind in sozialer Hinsicht alles andere als beliebige Sprachspiele. Sie sind vielmehr als Begründungen für Handlungen und Erfahrungen fest eingebunden in gesellschaftliche Wirklichkeit. Mit anderen Worten: Raumdeutungen haben gesellschaftliche Bedeutung.⁸ Dabei ist „Bedeutung“ in zweierlei Hinsicht zu verstehen: *Erstens* im Sinne einer allgemeinen *Relevanz*. Welche Rolle spielt es im gesellschaftlichen Leben, dass symbolische Verortungen vollzogen werden? Welche Rolle spielt es z.B. für politische Entscheidungen, dass räumliche Einheiten wie der ostdeutsche oder der westdeutsche Container imaginiert werden? Welche Rolle spielt es, dass wir mit dem räumlich Nahen das Vertraute, Überschaubare, das von dem wir am meisten wissen, gleichsetzen? Dies sind Fragen nach der gesellschaftlichen Funktion raumlogischer Vorstellungsweisen in den Begründungszusammenhängen sozialen Handelns.

Zweitens aber bezieht sich „Bedeutung“ auf (moralische) *Bewertungen* von Handlungen, die sich über eine räumliche „Logik“ begründen. Allgemein formuliert wird damit die Frage eröffnet, inwiefern räumliche Bezüge und „Logiken“ als Begründung, Legitimation oder Rechtfertigung zitiert werden. Welche Rolle spielt z.B. das „vor Ort sein“ für eine moralische Bewertung von „politisch korrektem“ Handeln? Wie werden in der Öffentlichkeit räumliche Distanz und Nähe bewertet? Dies sind Fragen, die darauf hinleiten, dass es sich bei Raumkonzepten um Orientierungsmuster handelt, die nicht nur einen alltäglichen praktischen Nutzen haben, sondern auch in einen ideologischen Diskurs eingebunden sind. Das heißt, sie sind mit einer ganz bestimmten Gültigkeit und Wertigkeit gesellschaftlich institutionalisiert.

⁷ Warum der Begriff der „Regionalisierung“ in Bezug auf ein herrschendes Normalverständnis von „Region“ unglücklich gewählt ist, weil er mit diesem wenig zu tun hat, habe ich ausführlich andernorts auseinandergesetzt (SCHLOTTMANN 2003b, 45f.).

⁸ Sprachwissenschaftlich und angelehnt an SEARLE (1997, 89ff.) kann auch von einer „Iterierung der Bedeutung“ gesprochen werden (zur Herleitung vgl. ausführlich SCHLOTTMANN 2003b, 93–98). Es geht also darum, „wie Bedeutungen entstehen und fortbestehen, wann und warum sie ‚objektiv‘ genannt werden können, und wie sich Menschen die gesellschaftlich ‚objektivierten‘ Bedeutungen wiederum *deutend* aneignen, daraus ihre je ‚subjektive‘ Sinnhaftigkeit herausbrechen und darum wiederum an der Konstruktion der Wirklichkeit mitwirken“ (HITZLER 2002 [33]).

Über ihre vielfältige Einbindung in gesellschaftliche Strukturen, so lässt sich nun argumentieren, erhalten die Konzepte ihre intersubjektive Selbstverständlichkeit. Sie *sind* nicht natürlich (wer sollte das beurteilen?), erhalten aber einen Status des Natürlichen und Objektiven und werden somit – zumindest für eine Zeit – unverhandelbar (sie gelten einfach als „da“). EISENSTADT u. GIESEN (1995, 77–79) zufolge kann dabei von einem „primordialen Code“ gesprochen werden, der soziale Tatsachen, etwa Grenzen, „naturalisiert“ und stabilisiert: „any attempt to question the validity of ‚natural boundaries‘ (and obligations) will fail because they are by *definition* exempted from social definition and alteration“ (ebd., 79).

Auch „Ostdeutschland“ und „Westdeutschland“ erhalten demnach ihre Selbstverständlichkeit im Begründungszusammenhang verortender Prinzipien und daran anschließender Handlungen. Das heißt aber nun gerade nicht, dass sie damit Teil einer gesonderten symbolischen Welt sind, denn sie werden gleichzeitig auch „erfahrbar“, insofern die Handlungsanschlüsse sowohl in die materielle Wirklichkeit hineinreichen, als auch die Erfahrung von den Dingen wiederum strukturieren – es herrscht also ein Prinzip der „Passung“, und wo sich Handlungsbegründungen, Handlungen und Handlungsfolgen wechselseitig „logisch“ zu bestätigen scheinen, kommt Wirklichkeit „natürlich“ und als *nur so* deutbar daher. Von den zwei deutschen Räumen wird so betrachtet nicht „nur“ gesprochen und auch der Diskurs um sie ist nicht oppositionell zu ihrer (materiellen) Wirklichkeit zu sehen. Mit der angeeigneten Vorstellung „Ostdeutschland“ wird der Raum auch körperlich „erfahrbar“ („hier sieht’s ja echt aus wie im Osten“). Die beiden deutschen Räume werden auf diese Weise alltäglich fürwahr gehalten und *verwirklicht* – zum Beispiel dann, wenn sich ein Staatsoberhaupt aufgrund bestimmter Raum-Bedeutungen nach Ostdeutschland begibt.

Des Kanzlers Reise in den Osten

Was hatte Schröder noch gleich im SPIEGEL gelesen?

„Als Bundeskanzler aber, der den versprochenen Aufschwung in den neuen Ländern zur ‚Chefsache‘ erklärt hat, kann sich Schröder so viel Distanz nicht mehr leisten. Er muss sich im Osten sehen lassen, vor allem dort, wohin es den westdeutschen Normalbürger nicht verschlägt.“⁹

Anhand dieser öffentlichen Feststellung lässt sich nun die sprachlich und gesellschaftlich institutionalisierte Wirklichkeit von „Ostdeutschland“ – die gleichermaßen eine Verankerung von „Westdeutschland“ und damit eine alltägliche Grenzziehung bedeutet – illustrieren:

1. Eine erste Präsupposition des Arguments ist, dass Schröder als Westdeutscher identifiziert wird, weil er *aus dem Westen kommt*, respektive im Westen wohnt. [alles was im Container Westdeutschland = Wessi; Schröder ist aus Westdeutschland => Schröder = Wessi]
2. Zudem wird ein Problem angesprochen: Schröder ist *zu weit weg* von seiner „Chefsache“, dem Aufschwung in den neuen Ländern und damit auch von

⁹ Jürgen LEINEMANN: Der lernende Kanzler. In: DER SPIEGEL 34/2000, S. 26.

Ostdeutschland. Zu beachten ist dabei, dass der Begriff der „Distanz“, ob räumlich oder metaphorisch sozial verstanden, der gleichen Logik unterliegt.

3. Eine adäquate Problemlösung muss dann sein, dass Schröder *in den Osten reist* und sich in dem Container sehen lässt, der allgemein als Ort der / des Ostdeutschen gilt. Er muss die „Distanz“ – in einem ganz traditionellen geographischen Sinne – verringern.
4. Der erwartete Effekt dieser Ortsverlagerung beinhaltet die geltende Logik [physische Nähe = Interesse, Verbundenheit, Kenntnisnahme]. Die Handlung des „in den Osten-Reisens“ wird, so ist zu erwarten, interpretiert als Sympathie- und Interessensbekundung für die imaginierte Gemeinschaft der *dort* verorteten Ostdeutschen – was sich vielleicht auch auf die Wählerentscheidungen auswirken wird. Schröder muss „sich sehen lassen“, nicht weil er dann dort mehr sieht, sondern weil das vor-Ort-Gesehenwerden auch in Zeiten globalen Informationsflusses als „reale“ Form der Anteilnahme *gilt* bzw. verstanden wird.¹⁰
5. Ein implizites normatives Element ist schließlich darin erkennbar, dass Schröder sich im Ostdeutschen Container sehen lassen muss, wenn er seiner Aussage, dass der Aufschwung in den neuen Ländern seine „Chefsache“ ist, Wahrhaftigkeit verleihen will. Der Herr hat sich körperlich zu seinem Volk zu begeben, will er „Volksnähe“ und Anteilnahme glaubhaft demonstrieren.¹¹ Erst von sekundärer Bedeutung ist, was genau er dort tut oder mit wem genau er dort spricht.

Tatsächlich (und natürlich!) ist der Kanzler dann in den Osten gefahren – genauso wie Vertreter aller anderen Parteien. Müßig zu überlegen, ob nun die symbolische Raum-Logik die körperliche Verlagerung im Raum bestimmte, oder vice versa – diese abstrahierten Dimensionen der Wirklichkeit (physisch/symbolisch), so wird sichtbar, greifen permanent ineinander – analytische ist hier nicht mit ontologischer Trennung zu verwechseln. Die aufgezeigten Raumkonzepte stehen zwar keineswegs in kausal-logischem Zusammenhang mit den daran anschließenden (Be-)Deutungen. Sie liefern aber – über das Prinzip der Passung – eine plausible, selbstverständliche Begründung, die damit offenbar selbst keiner Begründung mehr bedarf. Wenn es als „natürlich“ gilt, dass die Ostdeutschen eine räumlich abgegrenzte, in sich geschlossene Gruppe von Menschen bilden, die sich diskret von den Westdeutschen unterscheidet und noch dazu genau *dort* (in Ostdeutschland) vorzufinden ist, wird es auch zur Selbstverständlichkeit, dass sich der Kanzler physisch „in den Osten“ begeben muss, um Solidarität mit und Sorge um diese Ostdeutschen öffentlich zu signalisieren.

¹⁰ Bemerkenswert ist zudem, dass er sich *dort* sehen lassen muss (normatives Element!), *wohin es den westdeutschen Normalbürger nicht verschlägt*, also an Orten, die – bei der Gemeinschaft der Ostdeutschen – für den aufschwungbedürftigen, authentischen Osten stehen, und – bei den „westdeutschen Normalbürgern“ – für die „terra incognita“ Ostdeutschland. So kann es unter Einbeziehung der Bedeutung der Verortungslogiken gelingen, dem ostdeutschen Normalbürger zu signalisieren „Ihr seid wer!“ und vor dem westdeutschen Normalbürger eine Sonderbehandlung dieser Gebiete zu rechtfertigen.

¹¹ In ähnlicher Weise werden Politiker öffentlich moralisch angeklagt, wenn sie sich nicht am Schauplatz einer Katastrophe zeigen, wie es etwa beim russischen Ministerpräsidenten Putin im Zusammenhang mit dem Untergang des U-Bootes Kursk der Fall war (SCHLOTTMANN 2003b, 229).

Auf solche oder ähnliche Weise bewegen wir uns – meist ohne davon Notiz zu nehmen – alltäglich in sehr konservativen geographischen Imaginationen und ihren „Logiken“. Ob solches (fach-)traditionelles Verharren nun gut oder schlecht ist, steht auf anderen Blättern (z.B. LATOUR 2002). Hier sollte deutlich werden, dass die zwei deutschen Container allein aus Gründen theoretischer Unhaltbarkeit oder ideologisch gefährlicher Einfachheit schwerlich abzuschaffen sind. Solange sie zur Identifikation, Organisation und Bewertung im gesellschaftlichen Leben *gebraucht* werden, sind sie „da“. Statt sich also noch immer zu wundern, warum diese Alträume nicht endlich entsorgt werden, ist es Zeit, ihre alltägliche Verwendung, ihren Nutzen und ihre Verzichtbarkeit genau zu untersuchen – und wer wäre dafür zuständig, wenn nicht eine praxisorientierte, kritisch-reflexiv angelegte Sozialgeographie?

Literatur

- APPADURAI, A. 2000: *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalisation*. Minneapolis, London.
- BARKER, C. 1999: *Television, Globalization and Cultural Identities*. Buckingham, Philadelphia.
- BARNES, T.J. 1996: *Logics of dislocation: models, metaphors and meanings of economic space*. New York.
- BARNES, T.J. und J.S. DUNCAN (Hrsg.) 1992: *Writing worlds: discourse, text and metaphor in the representation of landscape*. London.
- Brunotte, E., H. GEBHARDT, M. MEURER, P. MEUSBURGER und J. NIPPER (Hrsg.) 2002: *Lexikon der Geographie in vier Bänden*. Heidelberg, Berlin.
- EISENSTADT, S.N. und B. GIESEN 1995: *The construction of collective identity*. In: *Archives Européennes de Sociologie XXXVI (1)*, S. 72–102.
- ENGLER, W. 2000: *Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land*. Berlin.
- GREGORY, D. 1994: *Geographical Imaginations*. Cambridge, Oxford.
- HÄUßERMANN, H. und J. GERDES 2000: *Gewinner und Verlierer auf dem Arbeitsmarkt und die Bedeutung regionaler Kulturen*. In: ESSER, H. (Hrsg.): *Der Wandel nach der Wende. Gesellschaft, Wirtschaft, Politik in Ostdeutschland*. Wiesbaden, S. 163–181.
- HARD, G. 1987: „Bewußtseinsräume“. *Interpretationen zu geographischen Versuchen, regionales Bewußtsein zu erforschen*. In: *Geographische Zeitschrift 75*, Heft 3, S. 127–148.
- HARD, G. 2002: *Über Räume reden. Zum Gebrauch des Wortes „Raum“ in sozialwissenschaftlichem Zusammenhang*. In: HARD, G. (Hrsg.): *Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie Band 1*. Osnabrück, S. 235–252. (= Osnabrücker Studien zur Geographie 22). [Zuerst in: MAYER, I. (Hrsg.) 1993: *Die aufgeräumte Welt. Raumbilder und Raumkonzepte im Zeitalter globaler Marktwirtschaft*. Rehberg-Loccum, S. 53–76 (= Loccumer Protokolle 74/92)].
- HARVEY, D. 1996: *Justice, Nature and the Geography of Difference*. Malden, Oxford.
- HEINRICH-BÖLL-STIFTUNG und L. PROBST (Hrsg.) 1999: *Differenz in der Einheit. Über die kulturellen Unterschiede der Deutschen in Ost und West*. Berlin.
- HITZLER, R. 1999: *Konsequenzen der Situationsdefinition. Auf dem Weg zu einer selbst-reflexiven Wissenssoziologie*. In: HITZLER, R., J. REICHERTZ und N. SCHRÖER (Hrsg.): *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*. Konstanz, S. 289–308.
- HITZLER, R. 2002, April: *Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie [35 Absätze]*. *Forum Qualitative Sozialfor-*

- schung/Forum: Qualitative Social Research* [Online-Journal], 3(2). Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs/texte/2-02/2-02hitler-d.htm> [Zugriff: 17.02.03].
- IFW = INSTITUT FÜR WELTWIRTSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT KIEL) (Hrsg.) 2002: Fortschritte beim Aufbau Ost. Forschungsbericht wirtschaftswissenschaftlicher Forschungsinstitute über die wirtschaftliche Entwicklung in Ostdeutschland. Kieler Diskussionsbeiträge 391. Kiel.
- JÖNS, H. 2003: Mensch-Umwelt-Beziehungen aus einer erweiterten Akteurs-Netzwerk-Perspektive. In: MEUSBURGER, P. und T. SCHWAN (Hrsg.): *Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie*. Stuttgart, SW. 101–137.
- JONES III, J.P. und W. NATTER 1999: Space ,and‘ Representation. In: BUTTIMER, A., S.D. BRUNN und U. WARDENGA (Hrsg.): *Text and Image. Social Construction of Regional Knowledges*. Leipzig, S. 239–247. (= Beiträge zur Regionalen Geographie, 49).
- KOELBL, S. 2000: Da hilft nur noch Dynamit. In: DER SPIEGEL 41/2000, S. 88.
- KRALINSKI, Th. 2000: Junge Pioniere – Den jungen Ostdeutschen gehört die Zukunft. In: DIE ZEIT 41, 05.10.2000, S. 11.
- LAKOFF, G. 1990: *Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories reveal about the Mind*. Chicago, London.
- LAKOFF, G. und M. JOHNSON 1998: *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Heidelberg.
- LATOURETTE, B. 2002: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt.
- LEINEMANN, J. 2000: Der lernende Kanzler. In: DER SPIEGEL 34/2000, S. 26.
- MAYER, J. 2000: Politische Ökonomie strukturellen Wandels in Ostdeutschland. Eine politik- und verwaltungswissenschaftliche Studie zum Transformationsprozeß am Beispiel Brandenburgs im Zeitraum 1990–1995. Halle.
- NASSEHI, A. 1997: Das stahlharte Gehäuse der Zugehörigkeit. Unschärfen im Diskurs um die „multikulturelle Gesellschaft“. In: NASSEHI, A. (Hrsg.): *Nation, Ethnie, Minderheit. Beiträge zur Aktualität ethnischer Konflikte*. Köln, Weimar, Wien, S. 177–208.
- [OHNE NAMEN] 2000: Andere Akzente bei der Ostförderung. In: *Süddeutsche Zeitung* 225, 29.09.2000, S. 28.
- PICKEL, S., G. PICKEL und D. WALZ (Hrsg.) 1998: Politische Einheit – kultureller Zwiespalt? Die Erklärung politischer und demokratischer Einstellungen in Ostdeutschland vor der Bundestagswahl 1998. Frankfurt/M.
- RICHTER, G., 1999: Enttäuschte Erwartungen? Liebesbeziehungen zwischen Ost und West. In: HEINRICH-BÖLL-STIFTUNG und L. PROBST (Hrsg.): *Differenz in der Einheit. Über die kulturellen Unterschiede der Deutschen in Ost und West*. Berlin, S. 152–162.
- SAHR, W.-D. 1999: Der Ort der Regionalisierung im geographischen Diskurs. In: MEUSBURGER, P. (Hrsg.): *Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion*. Stuttgart, S. 43–66. (= *Erdkundliches Wissen*, Heft 130.).
- SCHLOTTMANN, A. 2003a: Zur alltäglichen Verortung von Kultur in kommunikativer Praxis. Beispiel „Ostdeutschland“. In: *Geographische Zeitschrift* 91, 1, S.40–51.
- SCHLOTTMANN, A. 2003b: Räumliche Sprache und gesellschaftliche Wirklichkeit. Zur Theorie signifikativer Regionalisierung. Fallbeispiel Ostdeutschland. Jena.
- SEARLE, J.R. 1997: *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen*. Reinbek.
- SMITH, J.M. 1996: Geographical Rhetoric: Modes and Tropes of Appeal. In: *Annals of the Association of American Geographers* 86, Heft 1, S. 1–20.
- THIERSE, W., I. SPITTMANN-RÜHLE und J.L. KUPPE (Hrsg.) 2000: *Zehn Jahre deutsche Einheit. Eine Bilanz. Lizenzausgabe Bundeszentrale für politische Bildung*. Bonn.
- THRIFT, N. 1996: *Spatial Formations*. London.
- WEICHART, P. 1999: *Die Räume zwischen den Welten und die Welt der Räume*. Zur

- Konzeption eines Schlüsselbegriffs der Geographie. In: MEUSBURGER, P. (Hrsg.): Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. Stuttgart, S. 67–94. (= Erdkundliches Wissen, Heft 130.).
- WERLEN, B. 1997: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung. Stuttgart.
- WERLEN, B. ²1999: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 1: Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum. Stuttgart.
- WHATMORE, S. 2002: Hybrid Geographies. Natures, cultures, spaces. London, Thousand Oakes, New Delhi.
- ZIERHOFER, W. 1997: Grundlagen für eine Humangeographie des relationalen Weltbildes. Die sozialwissenschaftliche Bedeutung von Sprachpragmatik, Ökologie und Evolution. In: Erdkunde 51, Heft 2, S. 81–99.
- ZIERHOFER, W. 2003: Natur – das Andere der Kultur? Konturen einer nicht-essentialistischen Geographie. In: GEBHARDT, H., P. REUBER und G. WOLKERSDORFER: Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen. Heidelberg; Berlin, S. 193–212.